

ANTOINE LAURAIN

Das  
Glück im  
Sternbild  
Zebra

*Roman*

ATLANTIK

**SPIEGEL  
Bestseller-  
Autor**



**A**

**A**



Antoine Laurain

*Das Glück  
im Sternbild Zebra*

Roman

Aus dem Französischen von  
Katrin Segerer und Maja Ueberle-Pfaff

Atlantik

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel  
*Les Caprices d'un astre* bei Flammarion, Paris.

*Atlantik ist ein Imprint des  
Hoffmann und Campe Verlags, Hamburg.*

2. Auflage 2023

*Les Caprices d'un astre*

Copyright © 2022 Flammarion, Paris

Für die deutschsprachige Ausgabe

Copyright © 2023 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

[www.hoffmann-und-campe.de](http://www.hoffmann-und-campe.de)

Umschlaggestaltung: © FAVORITBÜRO, München

Umschlagmotiv: © Shutterstock

Gesetzt aus der Trump Mediäval

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-455-01581-2

  
HOFFMANN  
UNDCAMPE

---

Ein Unternehmen der  
GANSKE VERLAGSGRUPPE

Dieses Buch ist Guillaume Le Gentil  
(1725–1792) gewidmet:  
glückloser Astronom, ehrenwerter Mensch  
und wahrer Held.



Die Sonne ist der Schatten Gottes.

*Michelangelo*



**A**m 26. März ging Guillaume Joseph Hyacinthe Jean-Baptiste Le Gentil de la Galaisière, Astronom an der königlichen Akademie der Wissenschaften von Paris, in Lorient an Bord der mit fünfzig Kanonen bestückten Fregatte *Le Berryer*, die mit Ziel Indien in See stach. Als das Kriegsschiff den geschützten Hafen der französischen Küstenstadt verlassen hatte, konnte er sich gerade noch rechtzeitig an einen Mast klammern, denn beinahe wäre er mit seinen Lackschuhen, auf denen silberne Schnallen schimmerten, auf den Deckplanken ausgerutscht. Der Wind der Bretagne fuhr unter seinen blauen Gehrock und blähte das Spitzenjabot, und er drückte sich mit der freien Rechten den Dreispitz aus schwarzem Filz fester auf den Kopf. Vor ihm lag eine lange, gefahrvolle Reise. Wer zu jener Zeit den Fuß auf ein Schiff setzte, um die Meere zu überqueren, wusste nie so genau, ob er lebendig zurückkommen würde. Guillaume Le Gentil hatte von Seiner Majestät, König Ludwig XV. von Frankreich, einen präzisen Auftrag erhalten, und er war auch zweifellos hervorragend geeignet, ihn auszuführen. Mit Hilfe seiner Teleskope und anderer astronomischer Instrumente sollte er den Durchgang der Venus vor der Sonne beobachten, auch Venustransit genannt, damit man sich nicht mehr auf Vermutungen stützen musste, sondern die

tatsächliche Entfernung zwischen Erde und Sonne errechnen konnte.

Der kleine Planet, der den Namen der Liebesgöttin trug, erschien in Zeitabständen vor der Sonnenscheibe, die man nur als originell bezeichnen konnte: Nach dem ersten Durchgang dauerte es acht Jahre bis zum nächsten und dann wieder einhundertzweiundzwanzig Jahre. Danach ging es mit acht Jahren weiter, darauf folgten einhundertfünf bis zum nächsten Transit. Diese Zyklen von acht, einhundertzweiundzwanzig und einhundertfünf Jahren waren seit der Entstehung des Universums konstant geblieben.

Guillaume Le Gentil hatte alle erdenklichen Vorkehrungen getroffen, um das erstaunliche Phänomen nicht zu verpassen, das er am 6. Juni 1761, ein Jahr nach seiner Abreise, von Pondichéry aus beobachten wollte. Würde es ihm gelingen, wäre er als einer der ersten Menschen in der Lage, die Entfernung zwischen dem Zentralgestirn und der Erde viel genauer als bisher zu bestimmen.

Alles war bis ins kleinste Detail vorbereitet, und doch sollte nichts so verlaufen wie geplant.

Sie atmen.

Sie sind am Leben.

Alles ist gut.

Sie sitzen. Spüren Sie das Gewicht Ihres Körpers, das Gewicht Ihrer Füße, Ihrer Hände, nehmen Sie die Geräusche wahr, die Sie umgeben.

Die vertraute Frauenstimme aus den Kopfhörern seines Smartphones wirkte beruhigend. Es war bei jeder Sitzung dieselbe. Xavier Lemercier hatte inzwischen fünfzehn davon absolviert, eine pro Tag. Sogenannte »Achtsamkeitsmeditationen«. Diese wissenschaftliche Praktik hatte er zufällig entdeckt, als er das Rauchen aufgeben wollte. Er hatte sich zuvor noch nie mit dem Thema beschäftigt und stand dieser Art von Übungen aus Prinzip eher ablehnend gegenüber, weil er vermutete, sie wären voller esoterischer Phrasen, eingefärbt von New Age und billigem Schamanismus. »Stellen Sie sich vor, Sie sind ein Fuchs, schnuppern Sie an der Blume, die in Ihnen blüht«, »Richten Sie Ihr Herz auf den ewigen Planeten Gaia, die nährenden Mutter allen Lebens«. Doch das Programm, das er heruntergeladen hatte, war anders, es zielte allein darauf ab, in jeden Tag eine dreißigminütige Pause einzubauen und so bestmöglich den

rastlosen Rhythmus der Gedanken zu verlangsamen, die einen ständig wie Fliegen umschwirrten. Die inzwischen gewohnte Verabredung mit »der Stimme« und ihren beruhigenden Sätzen war fast so angenehm wie ein kühles Getränk auf einer sonnigen Terrasse nach Feierabend. Für dreißig Minuten pro Tag gelang es Xavier beinahe, seine Sorgen zu vergessen, was für ihn eine echte Leistung war.

Lassen Sie nun, wenn Sie mögen, Ihre Gedanken in den Hintergrund treten und beginnen Sie mit dem Bodyscan.

Beim Bodyscan durchwanderte man im Geist den Körper von den Zehenspitzen bis zum Kopf hinauf und identifizierte Stellen des Unwohlseins. Xavier bemerkte regelmäßig Schmerzen im unteren Rücken und einen verkrampften Magen.

Seit gut zwei Monaten plagten ihn Sorgen. Die Geschäfte seiner Immobilienagentur stagnierten. Es kam nur noch selten zu Abschlüssen, und das ohne triftigen Grund. Natürlich blieb der Markt in Paris auch 2012 lukrativ, die Preise sanken nicht, aber in diesem Jahr waren die Kunden, die Immobilien verkaufen oder erwerben wollten, rar gesät. Die üblichen Indikatoren – privater Konsum, Kaufkraft, Börsenmarkt – konnten diese Zurückhaltung in keinsten Weise erklären. Trotzdem zogen alle »Marktteilnehmer«, wie es so schön hieß, dieselbe Bilanz: Aktuell ging nicht viel. Die robusteren blieben gelassen oder taten zumindest so, die fragileren fingen an, sich beunruhigende Fragen zu stellen. Die Immobilienagentur Lemercier & Bricard war seit mittlerweile zwanzig Jahren eine feste Größe. Xavier hatte sich mit einem Kommilitonen von der Handelshoch-

schule in den Immobilienmarkt von Paris und Umgebung gestürzt. Heute war er siebenundvierzig und leitete Lemerrier & Bricard allein. Wenn irgendjemand nach »Monsieur Bricard« fragte, antwortete Xavier beharrlich, der Kollege sei gerade auf Geschäftsreise. Zwei Namen klangen in seinen Ohren seriöser, nach einem eingeschworenen Team und vielen gut gerüsteten Mitarbeitenden.

Bruno Bricard, sein Partner »auf Geschäftsreise«, hatte vor zwei Jahren urplötzlich beschlossen, aufs Land zu ziehen. Er hatte seinem Freund anvertraut, er sei das Großstadtleben, den Verkehr und den Smog leid und würde ihm gerne seine Anteile verkaufen. Zusammen mit seiner Frau und den beiden Kindern wollte er noch einmal neu anfangen, vom Erlös ihrer Pariser Wohnung ein gigantisches Domizil aus dem siebzehnten Jahrhundert auf achtzehn Hektar in der Dordogne erwerben und es in ein Bed and Breakfast verwandeln. Während seiner letzten Monate in der Agentur hatte er mehrfach versucht, Xavier davon zu überzeugen, es ihm gleichzutun, mit jeder Menge Diagrammen, Umfragen und Hochrechnungen, die prophezeiten, dass die Städte bald versinken würden in Feinstaub, Verschmutzung und sich wie Ungeziefer vermehrenden Autos. Natürlich hatte Bruno nicht ganz unrecht, aber Xavier konnte sich ein Leben auf dem Land nicht vorstellen. Außerdem hatte sein Freund, im Gegensatz zu ihm, eine intakte Familie. Seit der schwierigen Scheidung von Céline teilte Xavier sich mit ihr das Sorgerecht für ihren elfjährigen Sohn Olivier. Als er dieses Argument Bruno gegenüber angebracht hatte, konnte der nur zerknirscht nicken. »Ja, für dich ist es tatsächlich komplizierter«, hatte er zugegeben.

Es kam Xavier vor, als wäre sein Leben irgendwann aus den Fugen geraten, aber den genauen Moment konnte er nur schwer bestimmen. Oft fühlte er sich wie ein Jungeselle ohne Zukunft, der anderen mit mehr Tatendrang und Mitteln Wohnungen verkaufte, damit sie sich darin ein Leben aufbauen konnten – so viele Pläne, die ihm selbst nicht länger realisierbar erschienen.

Im Grunde ist nichts kompliziert.

Schwierigkeiten existieren häufig nur in Ihrem Kopf. Sie befrachten Situationen mit einer Angst, die Sie überhaupt nicht brauchen und die keinen Mehrwert hat.

Beachten Sie sie gar nicht.

An einer Seereise ist im Grunde nichts kompliziert, außer dass das Schiff von haushohen Wellenbergen in die Höhe und die Tiefe geschleudert wird, empfindsame Gemüter unter Seekrankheit leiden und man auf Dauer leichte Platzangst bekommt. Louis de Vauquois, der Kapitän der *Le Berryer*, war, weil der Herzog von La Vrillière es so angeordnet hatte, sehr um seinen Astronomen bemüht. Guillaume Le Gentil war zwar bei Sturm ein wenig grün um die Nase und bekam einen starren Blick, doch wenn eine sanfte Brise wehte und die Sonne schien, erwies er sich als charmanter Reisegefährte. Außerdem war seine Anwesenheit durchaus nützlich, denn mit seinen präzisen Messinstrumenten verhalf er dem Kapitän zu Informationen, die dessen Seekarten nicht zu entnehmen waren. Le Gentil berechnete die Route auf Grund der Beobachtung von Mond und Gestirnen und korrigierte nicht selten die von den Offizieren ermittelte Entfernung zum Festland um mehrere Tausend Seemeilen. Sein gewaltiges Teleskop aus Kupfer und Messing, das auf einem Stativ stand und wie Gold glänzte, imponierte Vauquois außerordentlich. Bei Vollmond hatte Guillaume Le Gentil den Kapitän einmal eingeladen, das Auge ans Okular eines kleineren Teleskops zu legen, und dem Kapitän der *Le Berryer* hatte es schier

den Atem verschlagen: Der Erdtrabant war auf einmal so nahe gerückt, dass die Krater nicht weniger deutlich vor ihm lagen als der Leuchtturm von St. Malo bei der Einfahrt in den Hafen. Ein anderes Mal machte der Kapitän den Wissenschaftler auf einen Lichtstreif aufmerksam, der ihnen seit einer guten halben Stunde über den Himmel zu folgen schien. Daraufhin holte der Astronom ein anderes, etwas massiveres Teleskop aus seinem Gepäck, das nur auf einem Bein stand. Der Lichtstreif war ein Komet, und Guillaume Le Gentil konnte, wenn er die Augen zusammenkniff, sogar dessen Schweif erkennen. In der folgenden Woche schrieb er mehrere Notizhefte voll und legte Kompass und Gänsefeder kaum aus der Hand, weil er unbedingt die Geschwindigkeit des Kometen messen wollte. Die Aufgabe machte ihm Freude, und infolge der milden Temperaturen auf dem Weg zum Kap der Guten Hoffnung vergaß er seine Angst vor dem Meer und sogar seine Seekrankheit. Bei den Mahlzeiten, die er in der Kapitänskajüte einnahm, wurden ihm gebratene Fische vorgesetzt, die er aus französischen Gewässern nicht kannte. Eines Morgens hing im Netz der *Le Berryer* sogar ein Tintenfisch von der Größe eines Pferds, dessen Tentakel vom Bug bis zum Heck reichten. Die Mannschaft hackte ihn mit Äxten in Stücke, und der Koch leerte ein ganzes Fass Wein in seine gusseisernen Töpfe und garte die Teile in einer selbst kreierte Brühe. Am Abend ließen sich die Männer das zarte, jodhaltige Fleisch des riesigen Mollusken munden.

Der unerwartete Fang gab Anlass zu Gesprächen über Meereskreaturen, von denen eine furchterregender aussah als die andere, und keiner der Anwesenden konnte sagen, ob die Bilder, die er von Holzstichen kannte, der Phan-

tasie entsprangen oder auf echten Beobachtungen fußten. Angeblich ließ sich in den Gewässern vor dem Kap der Guten Hoffnung bei heftigen Stürmen gelegentlich der schreckliche Caracac blicken. Der Kapitän hatte ihn selbst noch nie zu Gesicht bekommen, aber er kannte die Beschreibung von Augenzeugen. Eifrig holte er einen dicken Wälzer aus seinem Regal, für dessen Einband sicherlich die Haut zweier fetter Schweine verarbeitet worden war, und schlug ihn auf. Als Guillaume Le Gentil sich darüberbeugte, sah er einen Holzstich mit der Abbildung eines Ungeheuers, das einem dreißig Meter langen Drachenkopf ähnelte. Das weit aufgerissene Maul des Fisches war fünfmal so breit wie das vergoldete Gitter im Palast von Versailles, und aus der Spitze seines Schädels schoss ein Wasserstrahl hoch in die Luft. Guillaume Le Gentil lief ein Schauer über den Rücken. Sollte es ihnen beschieden sein, den Weg des Ungeheuers zu kreuzen, sagte der Kapitän, so zähle er darauf, dass Gott ihnen zu Hilfe komme. Er bekreuzigte sich und schlug mit entschlossener Geste das Buch wieder zu.

Einige Tage später kam Le Gentil an Deck, während das Schiff gerade zur Umrundung der Südspitze Afrikas ansetzte. Er trat an die Reling und sah eine grau glänzende, vom Salz des Ozeans gegerbte Masse aus den Wellen auftauchen. Aus ihr spritzte ein Geysir fünfzehn Meter hoch in die Luft. Dem Astronomen stockte der Atem, der Holzschnitt wurde lebendig ... gleich würde der Caracac untertauchen und das Schiff mit sich in die Tiefe reißen!

Er hatte noch nie einen Wal gesehen, und nun umkreisten gleich mehrere dieser Kreaturen das Schiff, überall schossen Wasserfontänen in die Luft, an Steuerbord und an

Backbord, während die gutgelaunten Matrosen fröhliche, unerschrockene Gesänge anstimmten. Einigermaßen beruhigt zog Guillaume Le Gentil seine kleine runde Stahlbrille aus der Jackentasche, die er sich von Margissier, der auch die optischen Komponenten seiner Teleskope baute, eigens hatte anfertigen lassen. In dem Gestell steckten zwei geschwärzte Augengläser, mit denen er in die Sonne blicken konnte, ohne seine Netzhaut zu schädigen. Er dachte an Hortense, die Frau, die in Paris zurückgeblieben war und seit fast anderthalb Jahren auf ihn wartete. Er sah sie vor sich, in der Abgeschiedenheit ihrer gemeinsamen Wohnung, wie sie mit ihren zarten Fingern ein kompliziertes Muster auf ein Zierdeckchen stickte, während er zur selben Zeit, von Walen begleitet, durch die Meereswogen glitt. Bei dem Gedanken, was er ihr bei seiner Rückkehr alles würde erzählen können, lächelte der Astronom versonnen. Da fegte ihm eine Windböe unvermutet den schwarzen Dreispitz vom Kopf. Der Hut flog auf einen Walrücken, wo er erst liegen blieb und Sekunden später von einem kräftigen Wasserstrahl in die Luft gewirbelt wurde.

Xavier dachte oft an sie. Nichts hatte funktioniert mit Céline. Wer hätte ahnen können, dass der schöne Moment ihrer ersten Begegnung zwölf Jahre später mit einem Scheidungsurteil in einem Gerichtssaal enden würde? Ihre Geschichte war schrecklich banal, und genau darin lag ihre Macht. Der Mangel an Originalität bot keinerlei Angriffspunkt für den Zufall oder eine unerwartete Wendung. Nein, die platten Zahlen türmten sich auf wie eine unüberwindbare Mauer: Jede zweite Ehe wird wieder geschieden. Fifty-fifty. Drei Jahre nach der schmerzlichen Trennung, die in den letzten Monaten eskaliert war, musste Xavier noch immer mindestens ein paarmal pro Woche daran zurückdenken. Wenn die Stimme sagte: »Sobald Ihre Gedanken wandern, lenken Sie Ihre Aufmerksamkeit sanft, aber bestimmt wieder zu Ihrem Atem«, wusste er genau, wohin diese Wanderschaft führen würde, nämlich in die Flure des Justizpalastes, zu seinem Anwalt Monsieur Murier und Célines Anwältin Madame Guerinon, zu den Falschaussagen von Célines Freunden, denen zufolge Xavier ein Haustyrann war und seine Frau und sein Sohn in ständiger Angst vor ihm lebten. Zu den wahnwitzigen Unterhaltsforderungen und zu Olivier, für den Céline im ersten Jahr das alleinige Sorgerecht erhalten hatte und den sie gegen seinen Vater aufstachelte, indem

sie ihm einredete, es sei alles Xaviers Schuld. Bruno war Xavier in dieser schwierigen Zeit eine Stütze gewesen, und ein paar gute Wohnungsverkäufe zu hohen Preisen hatten es ihm ermöglicht, den Sturm zu durchsegeln. Natürlich war er ordentlich gebeutelt worden, aber danach wurde das Fahrwasser ruhiger, und er konnte allmählich wieder eine Beziehung zu seinem Sohn aufbauen. Xavier hatte den Entschluss gefasst, vor Olivier niemals schlecht über Céline zu sprechen. Diese Beschwichtigungsstrategie wirkte sich nun zu seinen Gunsten aus, denn Céline hatte keineswegs nachgelassen und machte den Vater vor dem Jungen weiterhin mies. Doch seit ein paar Monaten schien Olivier sich von den Manövern seiner Mutter nicht mehr so leicht täuschen zu lassen.

Beim leisen Gong, der das Ende der Sitzung markierte, öffnete Xavier die Augen. Sonne flutete das Wohnzimmer der Sechzig-Quadratmeter-Wohnung, in der er nun lebte. Wenigstens zu einem war sein Job als Immobilienmakler gut gewesen: ihre hundertdreißig Quadratmeter im Haussmann-Stil dank seiner Verbindungen zum besten Preis zu veräußern und etwas Ruhiges für sich in einer guten Lage zu finden. Ein Zimmer für ihn, eins für seinen Sohn, eine große Terrasse mit Blick auf eine Grünanlage, die meistens leer war. Es schien, als würde in seinem Leben nicht mehr viel Bedeutsames passieren.

Xavier erhob sich aus seinem Sessel, streckte sich ein wenig. Es war Zeit, zur Arbeit zu gehen.

Frédéric Chamois, sein Praktikant, hatte zwei Anrufe entgegengenommen. Eine Besichtigungsanfrage für eine Achtzig-Quadratmeter-Wohnung mit Blick auf den Innenhof, fünfte Etage mit Aufzug – eine schöne Immobilie, die

# A

**Antoine Laurain**  
***Eine verdächtig wahre Geschichte***

Roman

Aus dem Französischen von Claudia Kalscheuer

208 Seiten, gebunden

ISBN 978-3-455-01202-6

Auch als Taschenbuch erhältlich

ISBN 978-3-455-01538-6

Atlantik Verlag

Die Pariser Star-Lektorin Violaine Lepage liegt nach einem schweren Unfall im Koma. Aber es kommt noch schlimmer: Als sie aufwacht, droht der unter ihrer Federführung erschienene Roman *Die Zuckerblumen* Frankreichs renommiertesten Literaturpreis zu gewinnen. Dabei ist der Autor unauffindbar! Das ist so sehr gegen die Konvention der Preisvergabe, dass Violaines Karriereende bevorsteht. Da kommen ihr drei Morde zu Hilfe, die sich just so ereignen wie im Roman beschrieben. Nun sucht auch die Polizei den unsichtbaren Autor. Wer hat *Die Zuckerblumen* geschrieben und warum? Die Antwort liegt gut versteckt in der realen Vergangenheit und nicht jeder will, dass sie entdeckt wird ...



»Clever, lustig, ein Meisterwerk von französischer Perfektion.«  
Queen Camilla

»Für alle, die heitere und kluge Unterhaltung lieben.«  
WDR 2 Lesen